

MARTIN SCHÄUBLE



ALLE
FARBEN
GRAU

ROMAN



 FISCHER

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

 | FISCHER



Martin Schäuble, geboren 1978, ist für seine kritischen Jugendbücher bekannt. Bei FISCHER KJB sind von ihm bereits »Sein Reich«, »Cleanland« und »Godland« sowie unter dem Pseudonym Robert M. Sonntag die Dilogie »Die Scanner«/»Die Gesannten« erschienen. Er ist außerdem der Autor des vielbeachteten Titels »Endland«. Als Sachbuch-Autor schrieb er mehrfach ausgezeichnete Titel zum Nahost-Konflikt (u. a. »Black Box Dschihad«).

Sein neuer Roman »Alle Farben grau« beruht auf einer wahren Geschichte. Die Familie von Paul (Name geändert) und der Autor fanden zueinander. Sie vereint ein gemeinsamer Wunsch: Über psychische Erkrankungen muss gesprochen werden, es darf keine Stigmatisierungen geben. Und nur so ist Prävention möglich.

Weitere Informationen zum Kinder- und Jugendbuchprogramm der S. Fischer Verlage finden Sie unter www.fischerverlage.de

MARTIN SCHÄUBLE

ALLE
FARBEN
GRAU

ROMAN

 | FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der Fischer Kinder- und Jugendbuch Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de

Für die Verwendung in der Schule ist unter
<http://www.fischerverlage.de/service/lehrer>
ein Unterrichtsmodell zu diesem Buch abrufbar.



Erschienen bei FISCHER

© 2023 Fischer Kinder- und Jugendbuch Verlag GmbH,
Hedderichstraße 114, D-60596 Frankfurt am Main

Dieses Werk wurde vermittelt durch
Aenne Glienke, Agentur für Autoren und Verlage
www.AenneGlienkeAgentur.de

Kinder- und Jugendpsychotherapeutische Fachberatung: Trine Karcher
Angaben zu den Quellen der zitierten Originaltexte im Anhang
Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin, unter Verwendung einer Abbildung
von Jun Yamaguchi/Arcangel

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-7373-4329-9

ALINA

Die Ausgangszeiten sind hier das Traurigste überhaupt. Und das hat an diesem Ort schon was zu bedeuten. Schließlich ist hier fast alles traurig, sowohl für die Eltern, die uns abholen und wieder bringen, als auch für uns, die wir hier untergebracht sind.

Untergebracht klingt nach einem Bullterrier im Tierheim, den keiner mehr haben will, weil er zu viel Probleme macht. Oder weil er einfach nur anders ist als andere Hunde. Und bei den Ausgangszeiten darf er mal kurz raus an die frische Luft, wird abgeholt und nach zwei Parkrunden an der dicken Leine zurückgezogen, weil er gar nicht zurückwill, ins Heim.

Untergebracht klingt nach Klassenausflug und Jugendherberge, nach einem Bus voller Kotztüten und vollgeschwitzten Sechsbettzimmern.

Untergebracht ist vielleicht das falsche Wort.

Das hier ist kein Tierheim und keine Schulveranstaltung, sondern der noch fiesere Teil vom Ernst des Lebens. Es ist die Akutstation der Kinder- und Jugendpsychiatrie.

Wir werden hier nicht *untergebracht*, sondern eher eingewiesen. In meinem Fall war es fast freiwillig – nachdem mein zweiter Suizidversuch scheiterte, musste ich mal was anderes probieren.

Fast freiwillig, wie gesagt.

Und was war geschehen?

Meine Mutter stand mit roten Augen neben dem Notarzt, und als ich vor Schmerzen aufschrie, sagte sie: »Alinchen, was soll der Scheiß? Was machst du für Sachen?«

Alinchen geht vor anderen Menschen gar nicht, aber ich hatte gerade meinen zweiten Versuch hinter mir und wollte meine Mutter nicht noch mehr stressen. Immerhin wäre ihr legendäres *Alinaschätzchen* noch peinlicher gewesen.

Meine Mutter musste schon wieder weinen, und der Mann in der orangenen Weste reichte ihr ein Taschentuch, obwohl er sicher längst an anderen Einsatzorten wichtigere Sachen zu tun hatte.

Adipöse und nikotinsüchtige Menschen auf ihrer Wohnzimmercouch reanimieren.

Brandwunden von hyperaktiven Kleinkindern in Reihenhausküchen versorgen.

Dem verunfallten Motorradfahrer auf der Autobahnausfahrt Schmerzmittel spritzen, bevor er sein Bein auf der anderen Straßenseite entdeckt.

Solche Alltagsdinge eben.

Doch Suizidversuche sind kein Alltag.

Das dachte ich zumindest, bis ich die Akutstation von innen sah.

Was meine Mutter in unserem Badezimmer dem Notarzt entgegenheulte, setzte mir ziemlich zu: »Ich kann ...«, fing sie an, holte tief Luft und probierte es noch einmal. »Ich kann echt nicht mehr.«

Ich glaubte das meiner Mutter sofort, so fertig, wie sie aussah. Dabei war es ja nicht mein Ziel gewesen, meine Mutter zu töten, sondern mich selbst. Dass das aufs Glei-

che rauskommt, verstand ich erst später in der Psychiatrie so richtig.

Der Notarzt hatte keine Zeit für große Worte, doch immerhin für große Taten. Er drückte meiner Mutter aus einer Packung eine Pille in die Hand. Sie schluckte das Ding trocken herunter.

Kurz schauten sich beide an und überlegten vermutlich synchron, ob das jetzt so das richtige Verhalten war, vor der suizidalen Teenagerin, doch sie sind eben auch nur Menschen.

Noch am selben Abend saß ich in einem krass gelben Raum, und das war noch nicht einmal die Akutstation, sondern die Praxis einer Psychologin.

Überall zwischen dem Gelb hingen große Fotos von Steinen: ein Stein am Strand. Ein Stein neben einem Teich. Ein Stein auf der Wiese. Ein Stein im Wald. Ein Stein in der Wüste. Und dann, total überraschend: drei Steine, übereinandergestapelt.

Die Psychologin auf dem Sessel gegenüber räusperte sich. Sie hätte eigentlich erst in eineinhalb Jahren wieder einen Termin frei gehabt. Doch sie war eine Bekannte der Freundin einer Arbeitskollegin von meiner Mutter. Oder eine Arbeitskollegin der Bekannten von einer Freundin oder was ganz anderes ...

Auf jeden Fall hatte sie eine freie Stunde gefunden oder arbeitete länger für mich.

Kaum hatte die Psychologin die Tür zwischen meiner Mutter im Warteraum und uns beiden im Steinemuseum geschlossen, legte ich los. »Was soll ich hier? Das ist *mein* Körper, ich allein darf darüber bestimmen, und keiner hat das Recht, mich ...«

»Moment bitte!«, sagte die Frau.

»Das ist hier total sinnlos. Ich will ...«, machte ich weiter.

»Ich weiß, was du willst. Aber stopp jetzt!«

Ich stutzte.

Sie hatte mich zweimal unterbrochen.

Ich dachte immer, bei einer Psychologin kann man sich alles von der Seele reden. Das, was einem durch den Kopf geht, darf man rausbrüllen, ohne Punkt und Komma.

Klassischer Irrtum nach zu viel Netflixen.

Und vermutlich nicht einmal der einzige.

Nach zwei Schluck vom Kamillentee, von dem ich nichts wollte, machte die Psychologin endlich weiter. »Also, Alina, bevor wir miteinander reden, muss ich etwas klarstellen. Wir können eine Therapie machen, gern sogar. Die Uhrzeit passt?«

Ich schaute zur Tür, hinter der meine Mutter saß. Doch was sollte sie gegen diese Uhrzeit haben? Also nickte ich der Psychologin zu. Obwohl die Frage für mich gar nicht war, ob die Uhrzeit passte, sondern so eine Therapie generell.

»Gut, dann bleibt es bei 17 Uhr«, sagte die Psychologin und notierte etwas in ein Buch. »Also, folgender Punkt ist für mich ganz wichtig: Ich mache mit dir keine Sterbebegleitung. Verstanden?«

Keine Sterbebegleitung.

Ich starrte sie sprachlos an, und wer mich kennt, der weiß, das geschieht äußerst selten, denn eigentlich fällt mir immer was ein.

»Keine Sterbebegleitung!«, wiederholte sie. »Du hast zweimal versucht, dich zu töten. Richtig?«

»Ja.«

»Und warum zweimal?«

»Vielleicht war ich nicht gut genug darin? Nicht mal das kriege ich hin!«

»Vielleicht kriegst du es nicht hin, weil du es nicht möchtest.«

Dazu schwieg ich erst einmal eine Runde.

»Und da du eigentlich gar nicht sterben willst, versuchst du jetzt mal zu leben. Ist manchmal schwieriger und kann auch weh tun, ich weiß. Doch deswegen bist du hier.«

Über ihr *hier* musste ich komischerweise nachdenken. Meinte sie *hier* in ihrer Praxis für Psychotherapie oder *hier* insgesamt, also auf der Welt? Andererseits spielte es keine Rolle, ob das jetzt von ihr eher pragmatisch oder philosophisch gemeint war.

»Sind wir uns einig?«, fragte die Psychologin.

Irgendwie waren mir die Argumente ausgegangen und auch die Luft und die restliche Energie in meinem Körper sowieso. Ich sackte zusammen, als hätte mir jemand den Stecker gezogen. Überall sah ich schwarze Flecken im Raum, der sich plötzlich auch noch um mich drehte.

Ohne zu fragen legte ich mich auf das rote Sofa, das sicher nicht rein zufällig direkt neben meinem Sessel stand. Oder war es die Psychologin gewesen, die mich dorthin führte? Ich bekomme es nicht mehr zusammen.

Auf diesem Sofa liegend, sagte ich zu allem ja, ohne das Kleingedruckte zu hören, was eigentlich nie eine gute Idee ist.

Erst einmal sollte ich für einige Wochen in die Akutstation, die Psychiatrie. Erst dann könnte die wöchentliche Therapie zur vereinbarten Zeit beginnen.

Ich war laut der Psychologin in einem *zu schlechten Zustand* und *immer noch gefährdet*. Beide Punkte waren übrigens vollkommen zutreffend.

Die Psychologin konnte mich nicht bei sich einziehen lassen und mir von früh bis spät Kamillentee kochen und aufpassen.

Das leuchtete mir alles ein.

Daher lautete unsere Vereinbarung, die sie sogar schriftlich festhielt und die ich unterschreiben musste: erst die Psychiatrie, dann die Therapie, und diese Therapie ist keine Sterbebegleitung.

Außerdem musste ich ausdrücklich versichern, keinen Suizidversuch mehr zu unternehmen, was zugegeben etwas seltsam war, weil mir doch im Fall der Fälle jeder Vertrag egal sein würde.

So stehe ich nun in meiner dritten Woche vor dem Eingang der Psychiatrie.

Die Ausgangszeit endet in drei Minuten und dreißig Sekunden.

In diesem grauen Betonklotz bin ich also *untergebracht*.

Meine Mutter wischt sich die Augen mit ihrem Pullover trocken, ich versuche sie mit einem Lächeln aufzumuntern, obwohl ich es doch bin, die gleich wieder eingeschlossen ist.

Meine Mutter lebt in Freiheit weiter, darf entscheiden, was sie morgen zu Mittag essen möchte, wen sie nach der Arbeit sehen will und wann sie einschlafen mag.

Mich wird in drei Minuten und zehn Sekunden ein Plan für jeden Lebensbereich erwarten: Essensplan, Medikamentenplan, Aktivitätenplan, Einschlaf- und Aufwachplan.

Ich verstehe das Prinzip schon: Wer beschäftigt ist, kommt nicht auf dumme Gedanken, soweit die Theorie von Prof. Dr. Dr. Soundso, vermute ich.

Meine Mutter zieht ihr Handy aus dem Mantel. »Du musst rein Alinaschääätz... Alina. Ich rufe jetzt an, okay?«

Sie muss anrufen, damit mich jemand vom Personal abholt. Das ist Vorschrift für die schweren Fälle wie mich, damit ich nach der Verabschiedung nicht doch noch abhaue, obwohl ich keine Ahnung hätte, wohin überhaupt.

Ich nicke meiner Mutter zu und lächele, so haben wir das vereinbart.

An den ersten Ausgangstagen erdrückte sie mich fast, also jetzt nicht metaphorisch, sondern in echt. Meine Mutter konnte mich einfach nicht mehr loslassen, und am Ende heulten wir beide nur noch.

Diese peinliche Vorstellung wollten wir vermeiden und einigten uns auf ein wenig mehr Distanz und auf folgenden Ablauf: Den Abschiedskuss gibt es zu Hause, die Umarmung auf dem Parkplatz im Auto. Vor der Psychiatrie ist es nur noch ein nettes Zunicken und ein warmes Zulächeln. Fertig.

»Alina ist da«, spricht meine Mutter ins Handy.

Das wäre geschafft.

Jetzt steht mir nur noch der Abschied von Madonna bevor. Das mir der weitaus schwerer fällt, kann ich meiner Mutter ja nicht sagen. Meine Mutter und ich kennen uns seit fünfzehn Jahren, Madonna und ich erst seit drei.

Madonna schaut mich mit ihren riesigen braunen Kulleraugen an und schnurrt. Sie hat sich in meine Arme gekuschelt und holt sich an Nähe, was sie braucht, um sich wohlzufühlen.

»Bis bald«, sage ich und küsse sie auf die feuchte Nase.

Ich fand früher Menschen, die Tiere küssen, immer pervers, bis diese Katze vor meinem Zimmerfenster saß und ihr sepiafarbenedes Köpfchen mit den schwarzen Flecken gegen die Scheibe drückte.

Das arme Ding miaute so penetrant lange, bis es rein durfte. Ich gab der Katze Wasser und Dosenthunfisch, und mehr brauchte sie nicht, um mich als ihre künftige Besitzerin auszuwählen. Ein Halsband trug sie nicht, und niemand in der Nachbarschaft hängte einen Zettel mit ihrem Foto auf.

Ich nahm die satte und friedliche Katze in den Arm und folgte den schrägen Tönen, die in unserem Wohnzimmer zu hören waren.

Meine Mutter hörte Madonna im Radio und sang furchtbar falsch »Time goes by so slowly«.

Ich beeilte mich, das Fenster zu schließen. »Mama, die armen Nachbarn!«

Meine Mutter entdeckte beim dritten »so slowly« die Katze und schaltete das Radio aus. »Oh nein, bitte nicht.«

»Immerhin ist es kein Hund«, sagte ich.

»Den hattest du vor zwei Wochen angeschleppt, richtig.«

»Der war nur ausgeliehen.«

»Das sah sein Herrchen anders.«

»Der Typ hatte die Leine an einem Fahrradständer befestigt! Der Tierquäler! Ich dachte, der hätte den armen Kleinen aufgegeben.«

»Wie sich herausstellte, war er aber nur im Supermarkt einkaufen.«

»Trotzdem Tierquäler.«

»Egal jetzt. Und was ist das?«, fragte meine Mutter, als hielt ich einen abgestürzten Außerirdischen im Arm.

»Darf ich vorstellen«, sagte ich, und die Katze miaute, was wie ein krasser Zufall klingt, doch genau bei dieser Katzenart, wie ich später auf einer Katzensseite las, total häufig vorkommt, also diese hochkommunikative Art. »Das ist Madonna. Unsere Katze.«

»Ach, Alinchen.«

Mehr sagte meine Mutter nicht, und somit war die Sache klar, und sie duldet unsere neue Mitbewohnerin. Schließlich sah sie mich glücklich, und das kommt seit Jahren nicht allzu oft vor.

Mit dem Katzennamen konnte sich meine Mutter schnell arrangieren. Mir fiel auf die Schnelle nichts Besseres ein, und ich bin einfach nur froh, dass nicht gerade Helene Fischer im Radio lief.

In die Psychiatrie darf Madonna natürlich nicht, und deswegen kraule ich ihr noch einmal die Ohren. Sie drückt ihren Kopf so kräftig sie kann gegen meine Finger, und dann übergebe ich sie meiner Mutter.

Auf der anderen Straßenseite sehe ich Justin, wie er eine Bierdose austrinkt und in den Mülleimer wirft. Er hat keinen Suizid versucht wie ich, sondern ließ sich vorher einweisen. Er wusste nicht, wohin mit sich, verletzte erst andere, dann sich selbst.

Justin ist allein, er braucht keinen Begleitschutz, und winkt mir mit beiden Armen zu, als hätten wir uns seit einer Woche nicht mehr gesehen. Dabei saßen wir uns beim Mittagessen noch gegenüber und rätselten, ob das in der Linsensuppe Würstchen oder die abgeschnittenen Finger des Kantinenpersonals waren.

Ich will ins Gebäude, bevor Justin uns erreicht, weil es mit ihm schnell peinlich wird. Doch die Tür geht noch nicht

auf. Manchmal dauert es eben, weil die Leute da drinnen vierzig Sachen gleichzeitig machen müssen, mindestens eine von ihnen Corona hat, einer auf Fortbildung ist und die Dingsstelle immer noch unbesetzt ist, weil niemand den Job mit uns machen will.

Was ich im Übrigen sehr gut verstehen kann.

Justin wirft sich ein grünes Fisherman's ein und zerkaut es sofort. Doch seine Alkoholfahne ist stärker. Das Bier eben war definitiv nicht das einzige, was er sich in der Ausgangszeit gegeben hat.

Justin streicht Madonna über die Pfoten, weil er einfach keine Ahnung von Katzen hat, und klatscht meine Hand ab. »Alina, schön, dass du noch lebst.«

»Das finde ich auch«, sagt meine Mutter.

Sie hat sich an unsere Suizidsprüche gewöhnt – im Vergleich zu den Suizidwitzen, die wir zum Leidwesen des Personals auf Station machen, ist das alles noch harmlos.

Reifen quietschen, und Katha springt aus einem roten E-Porsche.

Katha ist wie Justin in meiner Gruppe und heißt eigentlich Katharina. Da sie aber keinen Satz zu Ende bringt, schenken wir uns irgendwann auch bei ihrem Namen das *rina*-Ende.

Katha fand es lustig, zumindest im beklüfteten Zustand, doch das ist ein Thema für später.

»Hast du mich vermisst?«, fragt Justin und blickt Katha mit einem Hundeblick an, vor dem Madonna fast Angst bekommt.

»Total, ich hab auch gedacht ...«, fängt Katha an und hört wie immer wieder auf.